

SPICKERL

Nr. 43

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

Das Theresle fand keinen rechten Lohn für seine Großmut. Natürlich, das ist schon das letzte Almosen, das man vor der Abreise noch kriegt, schrie es in Baumgart's Innern, und es schrie auch beinahe mit der wirklichen Stimme, als er antwortete: „Fällt mir nicht ein!“ — „Dann lassen Sie es bleiben! Und daß Sie's wissen, kein Wort red ich mehr mit Ihnen!“ stieß das Theresle atemlos vor Empörung und Zorn und Weh hervor und rannte an ihm vorbei, den nächsten Heckenspad hinab, der in den dichtesten Park führte. — Einen Augenblick stand Baumgart wie angewurzelt. Auf einmal stürzte er ihr nach und schalt sich mit allen Namen des Tierreiches, denn wenn er das Theresle mit Gewalt austreiben wollte aus Heiligenbronn, so hätte er das nicht geschickter angegriffen können, als er getan. Aber nun raffte er sich zusammen. Er nahm sich vor, den Auftrag als eine ärztliche Angelegenheit zu betrachten und das gab ihm mit einem Schlag seine Kaltblütigkeit zurück. Denn das Theresle durfte ihm nicht entkommen. Er war es der Frau, die ihm die Bahn freigegeben hatte in Heiligenbronn, zehnmal schuldig, ihr die Tochter zurückzubringen, und jetzt, da er sich durch eigenes Ungeschick die Aufgabe erschwert hatte, wurde es ihm klar, daß er das Theresle nicht nur deshalb heimholen wollte.

Da war er auf einmal hinter ihr drin, ging neben ihr her, die sich immer tiefer in die Jasminbüschel schlüpfte und blind vorwärts hastete, und er sprach zu ihr: „Wo wollen Sie hin, Theresle? Laufen Sie doch nicht so! Ich war grob, ja, aber nur, weil ich es nicht anhören konnte, daß ich Sie so zum Abschied, ausgerechnet zum Abschied noch einmal Theresle

nennen soll. Ich habe Sie schon an den Masern behandelt, da waren Sie ein rechtes Theresle, mit zwei steifen Zöpfchen, und ich hatte kein Glück bei Ihnen, denn Sie hatten mir einmal beinahe den Löffel verschluckt beim Zn.-den-Hals-schen. Das ist lang genug her. Aber ich weiß erst seit ein paar Tagen, daß das Theresle ge-

Auf einmal begann es ganz leise: „Ja, ich hab fortgehen wollen, ich will fortgehen. Ich hab doch auch einen eigenen Weg, und den muß ich suchen. Ich kann nicht zwischen den Gästen stehen und bald das Fräulein Therese sein, das mit zur Bedienung da ist, bald das Fräulein Marwalder machen, das rasch eine neue Bluse anzieht und Tennis spielt. Ich will nichts mehr sehen davon, gar nichts mehr sehen und hören!“ — „Nun sagen Sie mal, Theresle, haben Sie ihn denn so lieb geliebt?“ fragte Baumgart, so sanft, wie er eine Patientin gefragt hätte, ob es demnächst weh getan hätte, aber es zuckte und ruckte ihm dabei in allen Gliedern. Der Sterl war ja das Theresle gar nicht wert, der — der — der sterl, der!“ Und das Theresle antwortete und ein jungfräulicher Zorn brannte in ihm, Zorn gegen jenen, Zorn gegen sich: „Der! Mein, der, der kann mir gestohlen werden!“ „Schön, sehr schön,“ bestätigte Doktor Baumgart den erfreulichen Befund. Darauf blickten sie wieder schweigend ins Wasser, und die Frösche gurgelten und querten beschaulich um sie her. Aus der Ferne kam ein Pfiff, der Abendzug fuhr ab, aber sie achteten nicht darauf. Ihre Schullern berührten sich, und ihre Schatten verschwanden auf dem dunkel glänzenden Spiegel.

Plötzlich fuhr das Theresle auf und sagte: „Ich muß nach Hause.“

Da zerriss Neponius Baumgart alle Stricke und Zweifel, in denen er sich verheddert hatte, und fasste ihre Hände, die in den Handschuhen gefangen lagen und antwortete auf die aus tiefster Vergessenheit geteuften Worte. „Ja, Theresle, liebes Theresle, Sie müssen nach Hause. Sie dürfen nicht in der Fremde suchen, was Sie zu Hause so schön haben! Ein Leben voll Glück



Freierstunde auf dem Lastkahn.

wachsen und erwachsen ist und ein eigenes Leben begeht.“

Das Theresle blieb stehen. Sie standen am Nachtigallenteich, aber nur eine Schar Frösche plärrte, und in den Weiden und Erlen sang keine Nachtigall. Baumgart starrie still in das schwarzglänzende Wasser; neben ihm lebte das Theresle am bitter und blickte ebenfalls in den dunklen Teich, in dem der letzte Abendschein zitterte.

und Arbeit und eine Mutter, die so tief in Ihnen steckt, daß Sie gar nicht von ihr loskommen könnten! Und dann ist noch der kleine Kerl da — aber ich will Ihnen nicht zureden. Ich weiß auch nicht, was ich gefürchtet habe. Ja, ich hab Sie fortgehen sehen und geahnt, daß Sie für immer gehen wollen. Und gewußt hab' ich doch auch daß Ihnen etwas passiert ist, eine, nun sagen wir, eine Krise, die erste große Krise, und da bin ich Ihnen nach. Ich kann Sie doch nicht gehen lassen, ich kann einfach nicht, Theresle!"

"Ich muß auf den Zug, ich tät mich schämen, wenn ich nicht ging," schluchzte sie und wand sich unter dem harten Griff seiner Hände.

"Da hören Sie!" flüsterte er, und der ferne Pfiff des Zugleins klang an den grünen Wänden hin, es schlich schon mit dem Wimmelglöckchen auf der Lokomotive durch Heiligenbronn.

"Dann geh ich zu Fuß," trockte das Theresle. "Ihnen kann es doch egal sein, ob ich geh."

Da beugte sich Baumgart so weit vor, daß sie einander noch in die Augen sehen konnten.

"Mir ist es nicht egal, Theresle, auch dann nicht, wenn ich Ihnen egal bin," antwortete er und fand zum ersten Male einen vollen männlichen und dennoch weichen und satten Ton.

Das Theresle erschrak wie noch nie und hielt jetzt ganz still. Er ließ ihre Hände frei. Und dann kam er auf einen ausblündig flugenden Einfall.

"Ihre Mutter weiß noch nichts. Nur mein ärztlicher Scharsblick, wissen Sie —"

Da erschrak das Theresle zum zweiten Male. Auf seinem Schreibtisch lag der Abschiedsbrief. Wenn die Mutter ihn fand, — es stand so dummes Zeug darin, und wenn . . .

"Doktor, ich sag Ihnen doch, ich muß nach Hause," trockte sie und drängte ungeduldig an ihm vorbei.

"Theresle!"

Zu spät, es war ihm aus den Armen gerutscht und stob davon.

Atemlos kam Theresle im Hotel an und eilte auf sein Zimmer. Der Brief lag noch unberührt. Nun wußte niemand, was geschehen war. Niemand außer dem Doktor, und als es in den Spiegel sah über diesem Gedanken, da wurde es rot, und das Herz flopfte ihm noch stärker als zuvor. Es zog sich um und ging hinunter.

Die Mutter begegnete ihm in der Halle und lächelte ihm ruhig zu, wie oft, nein, wie immer. Da sah sie es auf einmal einen festen Entschluß, denn es konnte nicht anders, und folgte ihr in ihr Büro.

"Mutter, daß Du's weißt, ich kann sonst nicht ohne Rotwerden vor Dir stehen, Mutter, ich war so unglücklich, ich hab fortgehen wollen!"

Die Tränen ließen ihm über die Wangen.

Marie Theresie stand am Fenster. Sie mußte sich setzen, denn die Knie zitterten ihr plötzlich, als das Theresle ihr so mit seinem goldenen Kreuz und mit seinem aufrichtigen Herzen zurückkam, und sie war nicht mehrlicher als ihr Kind und antwortete: "Ich auch, ich war unglücklich, aber es war nicht schlimm. Und ich hab's gewußt, ich hab Dich gehen sehen."

"Mutter!"

Noch einmal bämte es sich, dann hing es an ihrem Nacken, stark und stürmisch, und es hatte Lippen, die küßten, daß es Marie Theresen war, als hätten sie eine große Sehnsucht stillen wollen. Sie spürte, daß das Kind, das sie an ihrem Herzen hielt, kein gräßiges Mädchen mehr war.

Unterdessen suchte Doktor Nepomuk Baumgart überall seinen Notizblock, und als er ihn am anderen Morgen in aller Frühe in einem Umschlag zugestellt erhielt, stand auf dem ersten weißen Blatt: "Wenn's eine Notlüge war, so

müssen Sie die Folgen tragen, lieber Doktor. Das Theresle sagt, Sie hätten ihm so gut wie das Heiraten versprochen, wenn es heimgehe. Also kommen Sie als ehrlicher Mann zu Ihrer dankbaren Marie Theresie M."

Das hat sich der Doktor nicht zweimal sagen lassen.

11.

Wieder einmal schließt das Badhotel Krantz seine Fenster und läßt die grünen Rollläden herab, recht wie ein Müdes, das zu schlafen gedenkt. Und es sieht auch so aus, als strecke sich der stolze Bau bequemer, als verbören sich mit den Fahnen und Markisen die Beichen energischer Spannung, und wenn im ersten Stock des alten Mittelbaues die Petroleumlampe brennt, die Marie Theresie gern benötigt zu stiller Sammlung und beim abendlichen Lesen, dann werfen die beiden erleuchteten Fenster ihren sanften rötlichen Schein wie liderschwere, mild blickende Augen in die Winternacht. Sind freundliche Wächter, die wohl mit dem Schlummer zu kämpfen scheinen, aber trotzdem Zeugen eines inneren Lebens und einer fruchtbaren Ruhe sind.

In den vier Wänden dieses Zimmers lebt Marie Theresie ihr zweites Leben. Wenn sie in den Weihnachtstagen den Nachlaß der Saison gesichtet und alles verglichen und verrechnet hat, da legt sie die Hände zusammen und weiß, daß sie nun sechs, vielleicht auch acht und zehn Wochen vor sich hat. Wochen, in denen die Sorgen und Zurüstungen der neuen Saison, die mir zu bald wieder mit neuen Kostenvorschlägen und Bedürfnissen herantritt, ihr noch einige stillle Stunden lassen. Und ein Wintertag hat so viele Stunden! Aber doch zu wenig für sie. Ihre Hände ruhen, ihre Gedanken pflügen.

Im Frühling macht das Theresle Hochzeit. Es hat einen stillen Brautstand. Baumgart ist nach Tübingen gefahren und arbeitet dort über den Winter auf der Klinik und im Laboratorium.

Als er fortging, sagte er: "Wissen Sie, Marie Theresie, das Briefschreiben ist mir fatal. Ich kann Sie doch nicht liebe Mutter anreden."

Da hatte sie gelächelt.

"Warum nicht? Sie werden sich wohl daran gewöhnen müssen."

"Ja, zum Donner, so schauen Sie doch in den Spiegel oder vergleichen wir unsere Geburtsscheine," schalt er unwirsch.

"Gut," antwortete sie, "da kommt das Theresle, das soll entscheiden. Also entweder redet mich Baumgart jetzt Mutter an oder das Theresle nennt ihn Onkel."

"Mücki," schrie das Theresle, "wenn Du mein Onkel sein willst, dann heirat Du lieber gleich die Mutter!"

Eine tiefe Röte zog langsam über Marie Theresens Gesicht, das im Laufe der letzten Jahre eine elsenbeinerne Blässe angenommen hatte, und in seiner Klarheit an den reifen Glanz eines schönen Spätherbsttages erinnerte.

"Sie nähm' mich gar nicht," hatte Baumgart entgegnet und dabei die Hand Marie Theresens ergriffen und geküßt. Es ist ihr erster Handkuß gewesen.

Keines von ihnen aber hat sich auch nur gefragt, ob denn Marie Theresie Markwalder überhaupt noch begehrswert erscheinen könne, ob sie nicht zu alt sei; so wenig dachten sie, daß das der Fall sein könnte. Seit dem Tode ihres Mannes und der Geburt ihres Sohnes hatte sie nicht mehr gealtert. Sie schien sogar jugendlicher und dann doch wieder reifer. Und doch, wenn auch nicht alt, so fühlte sich die dreißigjährige Frau doch mehr Mutter und weniger Frau als früher. Mehr als je wandte sie sich ihren Kindern zu.

Zum ersten Male konnte und durfte sie beide ganz um sich haben, das Theresle und den

Buben. Im nächsten Jahre aber war das Theresle schon eine Doktorsfrau, und sie saß mit ihrem Nesthäufchen im Badhotel. Das Theresle war ihr früh aus den Händen geglipten, denn in Heiligenbronn gab es nur eine Volksschule mit halbtätigem Unterricht, und für einen rechten Schulbau hatte die Gemeinde auch kein Geld übrig. Der Bürgermeister war nicht gesonnen, dem Lehrer ein Haus zu bauen. Dass das Schulhaus den Kindern und nicht dem Lehrer gebaut wurde, und daß es nicht länger ging, fast hundert Kinder von einem einzigen braven Manne in einem einzigen beschränkten Schulraum unterrichten zu lassen, wo die Unterstufe buchstäblich, während die Oberstufe das große Ein mal Eins aussagte, das kümmerliche Bürgermeister nicht; und da zum Trinkgeldnehmen wenig Kenntnisse gehörten, so fingen die Heiligenbrunner auch lieber für eine niedrige Steuerumlage als für ein neues Schulhaus.

So war denn das Theresle schon mit zwölf Jahren in eine Lehranstalt gekommen und das gerade in der Zeit, da Marie Theresie sich dem Kind im Winter hätte widmen können. Aber es war vielleicht besser so gewesen, denn das Theresle durchlief so einen geregelteren Bildungsgang als die Mutter, die immer noch wie eine Zinne aus allen Blüten Sonig sog und sich ihr Wissen eher im Leben erworben hatte, als in der Vorbereitung auf das Leben. Aber der Bub, der sollte die Mutter nicht entbehren, der nicht!

Noch war es nur ein unbestimmtes dumpfes Empfinden, das Marie Theresen zuweilen beschlich und sie schmerzlich daran erinnerte, daß der Franz den Vater entbehren mußte. Es war aber nicht das Bild Niklas Markwalders, das ihr dann vor schwante, sondern ein anderes, und da sie kein bestimmtes Bild zu formen verstand, so dachte sie an den Vater, nur anders geschlossen und aus dem Hochtale ins Leben herabgestiegen, wie es hier und in den Städten ließ. Doch dann klopfte plötzlich in ihr eine Ader, die lief mit dem Blute des Strohecker gefüllt, so männlich durch ihren Leib, daß sie fühlte, es werde ihr auch so gelingen, dem Franz den rechten Weg und das gute Beispiel zu weisen und den Meister zu zeigen.

Da erkrankte das Kind.

Es war um die Jahreswende.

Der Arzt hatte ihr gesagt, daß das Leben des Kindes in der äußersten Gefahr schwebte. Da fragte sie ihn, ob sie ihren Schwiegersohn kommen lassen dürfe und dann ging sie zu ihrer Tochter.

"Du mußt Dich ausquartieren, Theresle."

"Läß mich pflegen helfen, Mutter," bat die Tochter.

"Bitt mich nicht! Denk an Dich, an alles, auch an mich. Eins muß da sein, und ich bin die erste dazu. Ich allein. Baumgart kommt. Unter seiner Verantwortung mag mein Bub gedeihen oder sterben, unter seiner und meiner."

"Mutter, ich bitt Dich!"

Das Theresle flog auf sie zu.

Da schob sie einen Stuhl zwischen sich und die Tochter.

"Theresle, sei vernünftig, ich bin's ja auch!"

Über es war ein wildes Schluchzen in ihrer Stimme, wie das Theresle noch keins gehört hatte. Da wischte es zurück.

Und ehe Marie Theresie ging, sagte sie noch: "Ich richt noch alles. Und Du, hol ihn ab, den Baumgart, und wenn Du magst, so bericht es dem Vater.

Dann ging sie in die Krankenstube und stand in ihrem großen weißen Schürzenkleid, das sie in heißen Sommern in der Küche getragen hatte, an dem kleinen Bett, und es gab nichts mehr um sie her und in ihren Gedanken als den Buben.

Die Nacht schlich, draußen hörten die Dienstboten, eine Schüssel mit Eis wurde vor die Türe gestellt, und als Marie Therese sie hereinholte, brannte das Nachtlichtlein neben dem Eisbügel auf seinem Scheitel und halte ein Rauchschwänzchen. Schief geneigt, drohte es zu ertrinken, statt Nahrung zu ziehen aus dem klaren Esel.

Und als der Docht sich vollends neigte und erlosch, da krampfte ihr die Vorbedeutung, an die sie nicht glaubte und die sie doch fürchtete, das Herz zusammen, und mit eisfalten Händen trug sie den Kübel an das Krankenbett.

Als sie alles getan, was getan werden konnte und der Tag nicht grauen wollte, da versuchte sie sich mit den Papieren zu unterhalten, die seit einigen Tagen auf ihrem Tische sich gehäuft hatten. Aber sie konnte nicht damit zureckkommen.

Die Verweigerung des Besuches für die Fassung der Quelle war darunter. Wohl wußte ihr einen Augenblick das Plut, und in ihr rief's: „Das ist mein Recht“, aber dann stand sie wiederum an dem kleinen Bett und hielt das Kind aufrecht, das mühsam den Atem zog, und sie wußte, daß sie alles hingeben würde um den Buben. Als er um die erste Morgenröte etwas ruhiger lag, stand sie am Fenster und sagte sich, daß alles Schaffen und Sorgen und alles Ersterben und Erreichen nichts wert sei ohne die Kinder.

Es gab eine Zeit, da hatte das Theresle Stroheder nach Arbeit gescheit, weil es sich rühren mußte, und es war lachend in das Leben gelaußen, das es sich selber machen wollte wie sein Bett. Es waren die Jahre geskommen, in denen Therese eine große Aufgabe vor sich gehabt und ihr junges Herz an einen Mann gehängt und fröhlich mit ihm daran gegangen war, dieses Haus zu bauen. Dann hatte sie lernen müssen, für sich allein zu stehen, lernen müssen, die Heiterkeit und Übersicht in schweren Prüfungen zu bewahren, und wie sie so stark und treu ihr Werk betrieben hatte, da hatte ihr Werk begonnen, sie zu treiben. So war der Vater mit dem Hörrerschlitten zu Tal gefahren, erst mühsam den Scheiterberg über den rauhen Waldboden auf die Schneise zerrend und ihn mit Recken im Gang liegend, dann von ihm gedrückt und gestoßen, daß es keinem Menschen und ihm selbst am wenigsten möglich gewesen wäre, die Fahrt zu hennnen, daß er nur feststehen und sicher leiten konnte. Und heute, was heute! Heute hobten ihr die Hände, obwohl ihr Werk so fest gegründet war, als Stein und Eisen halten, wenn ein rechtes Vertrauen darüber und ein guter Baugrund darunter ist, denn es war ihr feil um den Buben.

Treu und aufrecht ist sie zum Bett zurückgekehrt und es ist kein Schlaf in ihre Augen gekommen, zwei Nächte und einen Tag, bis der Arzt sie zwang, sich zu legen.

„Ich bin jetzt da, Mutter, und wenn Sie mich rufen lassen, so müssen Sie auch folgen lernen.“

„Ich bin ja so folgsam,“ antwortete sie mit einem weichen Lächeln und ging in ihr Zimmer; sie lag auf ihrem Bett wie eine Schlafende, aber die Tränen ließen ihr über die Wangen, denn der Docht in dem kleinen Menschengefäß, das sie ihren Buben nannte, neigte sich und wollte erlöschen.

Endlich kam der Schloß.

Zwei Tage darauf sagte Baumgart zu dem Konslegen, der ihn vertreten hatte, während Marie Therese dabeistand: „Es geht heute entschieden ein wenig besser.“

„Ihr Herz hat einen harten Schlag, schwieg und begann dann rasend zu klopfen.

Und als wäre von ihm die Rede gewesen, von diesem ausgefürten mütterlichen Herzen, erwiderte jener: „Ja, er hat ein ausnehmend braunes Herz, der kleine Bursch.“

Baumgart dachte an Niklas Markwalder und entgegnete, indem er warm zu ihr hinüberblickte: „Zowohl, und das hat er von der Mutter!“

Sie errötete wie ein junges Mädchen und neigte den Kopf, um diese Nöte zu verborgen.

An dieser Nacht hatte sie endlich wieder einmal die Wage. Sie wußte, daß die Wage noch in der Schwäche stand und daß niemand angeben könnte, wohin sie sich neigen werde. An Stelle der stürmischen Erscheinungen war eine gefährliche Schwäche getreten; die schmalen Wäcklein und dünnen Glieder erzählten davon.

Es ist ein langes Krankenlager geworden, aber Marie Therese hat ihren Buben behalten.

„Ich muß es dem Vater schreiben, daß er's weiß: die Krankheit hat mir das Unterste zu oberst gefehlt, und ich weiß kaum noch, wie ich manches früher anders angeschaut habe. Ich hab mich nie geplagt und gesorgt um das, was nach mir kommen soll, jetzt weiß ich, daß ich die Kinder, die ich geboren hab, nicht als mein Eigen habe. Das was einem als das Eigentliche aus dem Schoß wächst, gehört einem nicht ganz. Aber was man in sie legt, das bleibt. Ich glaub, so ist's recht ausgedrückt. Und daß man einander nicht lieb genug haben kann, denn wer steht für den anderen Tag, das hab ich auch erfahren. Ich will den Kindern, ich meine dem Buben, denn das Theresle ist kein Zonenland mehr, den Vater so vor Augen erhalten, wie er jetzt, mit Tränen reingewaschen, vor mir steht. Dann soll der Franz daran wachsen.“

Es ist keine lange Antwort gekommen aus dem Hozzental.

„Du hast nie eine Aussprache gehabt, das geht Dir nach und ist doch der tiefe Grund, in dem Du gräßt. Mir hat's den Schlaf genommen, das mit dem Buben, wegen Dir, wegen ihm selber und weil ich Euch in der Ordnung vorangehe. Niklas Markwalder hat seine Zeit erfüllt. Dem Theresle sag, es soll auf Buben halten. Ihr Websleut dreht einem zu gern das Herz um, und ich hab's Vertrauen zu ihm, daß es wie Du, ein rechtes Volk ist.“

Als die Frau den Brief aus hartem grauen Papier dicht vor die feuchtgewordnen Augen hielt, in denen die Schrift spiegelnd wallte, da sandt sie ein eisgraues, nein, ein schlohweißes Krauses Haar darin. Er mochte im Bart gestrandt haben, der Stroheder, als er den Brief schrieb, und da ist ihm ein Alterszeichen hineingesunken.

Fünf Jahre hatte Marie Therese den Vater nicht mehr gesehen, und mit einem Schlag stand er vor ihr, und der graue Bart war weiß, und der bräunliche Schädel schimmerte durch den dünnen Haarfranz. Und, ja in den Buchstaben — jetzt sah sie es deutlich — da hatte die Axt gehauft, die standen nicht mehr steif und gerade wie gespist und hineingeschlagen in die Zeilen und mit schweren Doppelkonsonanten gestützt, wie sie der Vater sprach und jeder Rechtschreibung zum Trotz schrieb, sondern sie ließen mit einem Zittern im Haarstrich und drückten sich noch breiter in den Grundstrichen, denn es sollte niemand sehen, daß siebzig Jahre und Axt und Sense die Hand des Strohiders zu schwächen begannen.

(Fortsetzung folgt.)

Wirtschaftliche und soziale Wandlungen in der deutschen Geschichte.

Von Julian Borchardt.

Ser historische Materialismus behauptet, daß die „wirtschaftlichen Verhältnisse“ von entscheidendem Einfluß auf den Gang der Geschichte sind. Von unseren Gegnern wird das gewöhnlich missverstanden. Sie glauben, es solle damit gesagt sein, daß jede einzelne geschichtlich

überlieferte Tat von wirtschaftlichen Interessen diktiert gewesen sei. Dies ist natürlich falsch, aber auch keineswegs die Meinung des historischen Materialismus. Vielmehr leitet er das historische Geschehen her von der durch die sozialen Zustände gegebenen allgemeinen Lage. Die sozialen Zustände ihrerseits aber erklärt er als abhängig von der Produktionsweise. **Wirtschaftliche Wandlungen** (d. h. Wandlungen der Produktionsweise, der Art und Weise, wie die Menschen ihren Lebensunterhalt der Natur abgewinnen) ziehen soziale Wandlungen nach sich — so könnte man den Kern des historischen Materialismus in kurze Worte zusammenfassen. Aus den geänderten sozialen Zuständen entspringen dann die historischen Ereignisse, und damit ist auch ihre Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Verhältnissen gegeben.

Ob die Lehre des historischen Materialismus richtig ist, kann nur entschieden werden durch das Studium der Geschichte selbst. Im folgenden soll der Versuch unternommen werden, an einem interessanten Kapitel der deutschen Geschichte die Behauptung des historischen Materialismus auf ihre Richtigkeit zu prüfen.

Die Völker, die am Beginn unserer Zeitrechnung in den Ländern zwischen Rhein und Weichsel wohnten, und die man gewöhnlich schon für die damalige Zeit mit dem gemeinsamen Namen „Germanen“ oder „Deutsche“ bezeichnet — obwohl sie selbst erst 800 Jahre später eine gemeinschaftliche Bezeichnung und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit fauften — haben im ersten Jahrtausend ihrer (uns bekannten) Geschichte ein rein agrarisches Leben geführt: auf dem Lande wohnten sie, von ländlicher Arbeit, Viehzucht, Ackerbau, Fischerei nährten sie sich. Die ostgermanischen Stämme, deren ursprüngliche Siedlung im Weichselgebiet zu suchen sind und die im Verlauf der Völkerwanderung nach Italien, Spanien und Afrika zogen (die Goten, Langobarden, Vandale), haben zwar dort von den römischen Städten, die sie vorsanden, Besitz ergriffen und zum Teil in ihnen zu wohnen versucht. Sie haben das städtische Leben aber nicht vertragen, und manche Geschichtsforscher sehen gerade hierin eine der Ursachen ihres schnellen Untergangs.

Die westgermanischen Volksstämme dagegen, die ursprünglich zwischen Rhein und Elbe sassen, von hier aus die römische Provinz Gallien (das heutige Frankreich) eroberten und als Vorfahrer des heutigen deutschen Volks anzusehen sind, d. h. hauptsächlich die Franken und Alamannen, später die Sachsen, Bayern, Thüringer und zuletzt noch die Friesen, haben von vornherein jedes städtische Leben abgelehnt. Die alten Römerstädte in ihrem Gebiet verfielen. Zum Teil sind sie ganz und gar untergegangen, zum Teil sind sie erhalten geblieben (viele von ihnen existieren ja bis auf den heutigen Tag), aber das Leben in ihnen war in jenen Zeiten, von der Eroberung bis zum 8., 9. oder 10. Jahrhundert, ein rein ländliches geworden. Fernerhin unterschieden sie sich dauernd von anderen Ansiedlungen nur durch die etwas größere Zahl ihrer Bewohner.

Nun erfordert bekanntlich die Landwirtschaft selbst eine Reihe von Arbeiten, die wir nach unserem heutigen Sprachgebrauch als gewerblich oder industriell bezeichnen würden: die Auffertigung der landwirtschaftlichen Geräte, wie Pflug, Sense, Wagen usw.; dazu die Bearbeitung der in der Landwirtschaft gewonnenen Produkte, das Mahlen, Backen, Kerben, Spinnen und Weben usw.; endlich brachten auch damals schon die Menschen Kleidung, Schuhwerk, Wohnungen usw.

Zum allgemeinen wurden diese Bedürfnisse jene 1000 Jahre lang in sogenannter „Eigenproduktion“ befriedigt; d. h. die Arbeiten wurden von denselben Personen verrichtet, die

auch die Landwirtschaft besorgten. Gleichwohl treffen wir schon in der ältesten uns bekannten Zeit — das ist die Zeit von 50 vor bis 100 nach Beginn unserer Zeitrechnung — Ansätze zu einer gewerbsmäßigen Tätigkeit. Das Schnieden ist sehr früh aus der Haushaltung herausgewachsen. Insbesondere gab es Waffenschmiede, d. h. Leute, deren Hauptbeschäftigung in dieser Arbeit bestand, desgleichen gab es Töpfer, schon weil deren Tätigkeit an das Vorkommen geeigneter Tonerde gebunden war, die nicht jedem zur Verfügung stand. Aus dem gleichen Grunde wurde die Gewinnung von Salz aus den Salzquellen zum Teil „gewerblich“ betrieben. Endlich wird berichtet, daß in der Bearbeitung des Holzes als Zimmermann, Schnitzer, Böttcher manch Germane schon damals eine besondere Fertigkeit entwickelt habe. — Es versteht sich von selbst, daß an solchen primitiven Gewerbebetrieb auch sogleich ein primitiver Handel angeknüpft haben muß: wer z. B. viel Töpfe herstellte, mußte den Überschüß über den eigenen Bedarf anderen gegen „Entgelt“, d. h. im Umtausch gegen andere Produkte zur Verfügung stellen. Natürlich lebten auch diese Personen in der Hauptsache von ihrer eigenen ländlichen Tätigkeit; es waren Ansätze eines „gewerblichen“, aber noch nicht eines „gewerbsmäßigen“ Betriebes. Von viel größerer Bedeutung war der Handel, den ausländische, besonders römische Händler im Lande trieben, um für südländische Produkte Bernstein, Pelzwerk, Rüben und andere Dinge einzutauschen, die man im Süden nicht hatte.

Nach der Gründung des fränkischen Reichs, die ungefähr ums Jahr 500 erfolgte, entstand bald der große Grundbesitz.

Privateigentum an Grund und Boden, das die Vorzeit und auch noch die Jahrhunderte der Völkerwanderung nicht gekannt hatten, hatte sich aus der Geschäftigkeit und dem immer intensiveren Ackerbau sozusagen von selbst entwickelt. Nach altgermanischer Rechtsvorstellung gehörte der gesamte Grund und Boden, den eine Gemeinschaft besaß, der ganzen Gemeinschaft; der einzelne bekam durchs Los einen Anteil zur Bebauung und Nutzung zugewiesen. Doch

schnell der intensiveren Bebauung wegen ließ man ihm allmählich seinen Besitz auf immer längere Zeit, zuletzt lebenslänglich; dazu kam ein erst nur tatsächliches, dann auch formell anerkanntes Erbrecht der Kinder, und damit war ein tatsächliches Privateigentum hergestellt. Freilich hat es viele

mehr das ganze Volk, sondern der König i. a. Der betrachtete somit alles noch unbefestigte Land als sein Eigentum, und außerdem gehörten ihm die riesigen Ländereien, die ehemalige Fiskalgut des römischen Reichs und des Kaisers gewesen waren. Von diesen gewaltigen Besitztümern wußten die Frankenkönige keinen besseren Gebrauch zu machen, als daß sie sie zur Belohnung von Heerführern, zur Besoldung der Staatsbeamten (der Grafen) und in besonders reichem Maße auch zur Ausstattung der Kirchen und Klöster verwendeten. Ganze Quadratmeilen Landes wurden so Jahrhunderte lang von den Königen verschenkt, und auf diese Weise ist die große Grundherrschaft in Deutschland entstanden. Sie bedurfte zu ihrem Landwirtschaftsbetriebe einer Organisation. Der alte Zustand der Eigenproduktion, wo jeder Arbeitende so ziemlich alles machte, war hier von vorn herein nicht mehr möglich. Man teilte das Land in kleine Parzellen und setzte auf jede einen Unfrei, der von dem Ertrage Abgaben an den Grundherrn lieferte und außerdem auf dem herrschaftlichen Acker Grunddienste leisten mußte. Zur Beaufsichtigung dieser Hörigen und zur Abrechnung mit ihnen wurden die Meier eingesetzt, so daß jeder Hörige zum Bezirk eines bestimmten Meierhofs gehörte, wohin er seine Abgaben lieferte und auf dessen Anweisung er seine Grunddienste verrichtete. Über dem Ganzen endlich thronte der Herrnhof selbst, der zu seiner Bearbeitung auch wieder Hörige sowie deren Borgeleute brauchte. Dazu kam dann ein Beamtenstab (die „Ministerialen“ genannt) für die Verwaltungsgeschäfte des ganzen Besitzes. — Daneben gab es noch in großer Zahl die kleinen freien Bauernhöfe, von deren Besitzern freilich

sehr viele es bald geraten fanden, auf ihre Freiheit zu verzichten, weil sie ihnen nur schwere Pflichten in Gericht und Kriegsdienst auferlegte, und sich lieber einer Grundherrschaft einordnen zu lassen. Doch sind die freien Bauernhöfe keineswegs völlig zugrunde gegangen, wie sie ja zum Teil bis auf den heutigen Tag noch bestehen. — ungefähr war die Wirtschaftsweise der Deutschen vom fünften bis zum neunten Jahrhundert. In den größeren Gemeinschaften, welche die Großgrundherrschaft



Am Steuer.

Jahrhunderte gedauert, bis es soweit kam, aber im Frankenreich existierte das Privateigentum schon. Zedoch war dazumal nur erst der allergeringste Teil des Bodens in Anbau genommen, das allermeiste war noch von dichtem Urwald bedeckt. Und dieser unermesslich große Teil des Landes galt nach wie vor als Gemeineigentum. Nur war der Vertreter dieser Gemeinschaft nicht



Das Ausladen von Kali.

bot, war Platz und Gelegenheit zur weiteren Ausbildung der handwerklichen Tätigkeit. Die Leute z. B., die am Hof des Grundherrn selbst lebten, die Ministerialen, die persönlichen Dienstmannen, Vasallen und Heiße, das Gesinde für den häuslichen Dienst, mußten untergebracht, beschäftigt, bekleidet werden. Da war bald soviel zu bauen, zu backen, zu mahlen, zu schneiden, zu schuhmachen, zu schnüren usw., daß es sich lohnte, mit jeder dieser Tätigkeiten besondere Leute zu betrauen, die schließlich weiter als sie betrieben. So wurden sie Maurer und Zimmerleute, Bäcker und Müller, Schneider und Schuhmacher von Beruf. Benannt werden von solchen Berufen für die Zeit der Großgrundherrschaft, außer den bereits erwähnten, die Töpfer, Böttcher, Drechsler, Seiler, Gerber, Sattler,

Weber. — Das Handwerk war entstanden, zunächst nur von hörigen Leuten betrieben, die im Dienste ihres Grundherrn arbeiteten, genau so wie die Bewohner des Ackers. Wie jene ihre Abgaben in Früchten des Feldes entrichteten, so die Handwerker in Produkten ihres Gewerbes. Sehe anschaulich beschreibt Lassalle in seiner Schrift „Gerr Vastiat-Schulze von Delisch“, 4. Kapitel), wie es an einem Gefäßtag auf dem Hofe eines solchen Grundherrn aussah: „Da wimmelt es von Roggen, von Gerste, von Hühnern, von Schinken, von Ochsen, von Eiern, von Butter, von Fleisch, von Früchten, von Wachs, von Kerzen, von Honig, die ihm die Pflichtigen bringen müssen... Die Schneider, die Schuster bringen ihm die Kleider und Schuhe, welche sie während der Woche, die sie ihm pflichtig sind, für ihn und seine Leute gearbeitet haben. Nicht weniger müssen die Handschuhmacher, die Bechermacher, die Küfer und Zimmerleute für seine Bedürfnisse ohne Lohn arbeiten, die Schmiede, die Schlosser, Ketten und Pfeile und außerdem eine Anzahl von Hufeisen und Nägeln liefern.“ In den früheren Zeiten des Mittelalters wohnten Handwerker und Künstler aller Art auf den grundherrlichen Höfen selbst: Fleischhauer, Gerber, Fassbinder, Pelzarbeiter, Wagner, Steinmeier und Maurer, Maler, Goldschmiede und Holzschnitzer. In späterer Zeit wohnten sie nicht mehr auf den Burgen, mußten aber

Produkte ihrer Tätigkeit dem Herrn abgeben, wie Messer, Scheren, Zangen, Haken, Arme, Fässer, Dauben, Reifen, Kessel, Schindeln, Sporen, Tischlächer usw.

Was das Handwerk schließlich von der Großgrundherrschaft losgerissen und befreit hat, fertigt hatte, mußte er auf irgend eine Weise verkaufen.

Auch von jenen Ausländern haben wir geschrochen, die damals schon durch Germanien wanderten, um nordische Produkte gegen die Gaben ihrer südlichen Heimat einzutauschen.

Die Wirtschaftsentwicklung der auf die Urzeit folgenden Jahrhunderte nun, die wir soeben kurz skizziert haben, rief, wie leicht ersichtlich, soziale Unterschiede hervor. Der Grundherr war reicher und „vornehmer“ als die Leute seiner Umgebung; die Ministerialen standen sozial höher als die Pleier; diese wieder wurden höher geschachtet als die Hintersassen, unter denen auch wieder Unterschiede galten, je nachdem sie ursprünglich frei oder unfrei gewesen. Mit einem Wort, es waren jetzt verschiedene

Klassen vorhanden. Damit empfanden die höheren und reicherem Klassen das Bedürfnis, sich auch äußerlich hervorzutun, das Luxusbedürfnis entstand. Und die ausländischen Händler mußten sich das zunehmend machen. Von fern her, besonders aus dem Orient brachten sie kostbare Stoffe, Schmuck und Gerät, prächtige Rüstungslücken, feinere Gewissensmittel und Gewürze. Bei dem größer werdenden Bedarf entwickelte sich allmählich eine regelmäßige Zusage dieser schönen Dinge, und es wurden dafür zum großen Teil die alten römischen Handelsstraßen benutzt, deren eine zur See nach Marseille und von dort die Rhone hinauf nach der Champagne und bis nach England führte, eine andere viel benutzte zu Lande vom Ganges nach dem Kaspiischen Meer, durch das europäische Russland nach den Festlanden der Ostsee. Dieser Handel wurde zuerst vornehmlich von Juden und Italienern betrieben. Doch wird auch den Deutschen selbst schon früh ein sehr reger Geschäftssinn nachgerühmt. Die Krieger z. B. brachten ihr selbstgefertigtes grobes Wollenzeug (das von daher bis auf den heutigen Tag Hries genannt wird) auf Schiffen bis nach Island, sowie umgekehrt den Rhein herauf nach Köln, Mainz, Worms und nach der Champagne.

Diese regelmäßigen Fahrten der Kaufleute führten bald zu der Gewohnheit, an bestimmten Plätzen regelmäßig zum Zwecke des Verkaufs

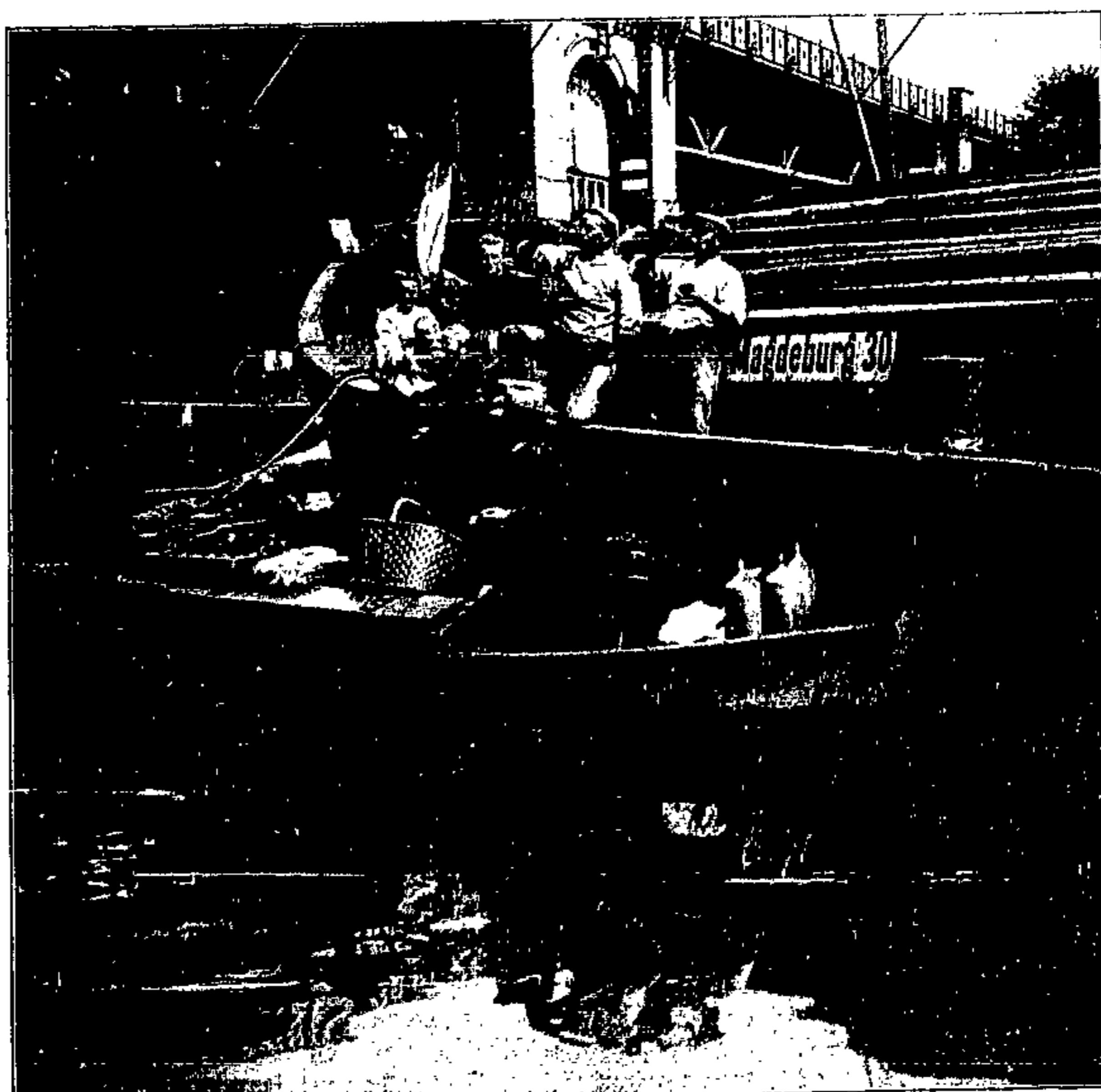


Lastfähne auf der Spree.

war die Entstehung der Städte, die ihrerseits auf das engste an den Handel geknüpft war.

Wir haben bereits erwähnt, daß schon in der Urzeit an jene Reime gewerblicher Tätigkeit ganz selbstverständlich auch Reime eines primitiven Handels sich anschließen mußten: was einer über den eigenen Bedarf hinaus ange-

lassen vorhanden. Damit empfanden die höheren und reicherem Klassen das Bedürfnis, sich auch äußerlich hervorzutun, das Luxusbedürfnis entstand. Und die ausländischen Händler mußten sich das zunehmend machen. Von fern her, besonders aus dem Orient brachten sie kostbare Stoffe, Schmuck und Gerät, prächtige Rüstungslücken, feinere Gewissensmittel und Gewürze. Bei dem größer werdenden Bedarf entwickelte sich allmählich eine regelmäßige Zusage dieser schönen Dinge, und es wurden dafür zum großen Teil die alten römischen Handelsstraßen benutzt, deren eine zur See nach Marseille und von dort die Rhone hinauf nach der Champagne und bis nach England führte, eine andere viel benutzte zu Lande vom Ganges nach dem Kaspiischen Meer, durch das europäische Russland nach den Festlanden der Ostsee. Dieser Handel wurde zuerst vornehmlich von Juden und Italienern betrieben. Doch wird auch den Deutschen selbst schon früh ein sehr reger Geschäftssinn nachgerühmt. Die Krieger z. B. brachten ihr selbstgefertigtes grobes Wollenzeug (das von daher bis auf den heutigen Tag Hries genannt wird) auf Schiffen bis nach Island, sowie umgekehrt den Rhein herauf nach Köln, Mainz, Worms und nach der Champagne.



Der Handelsmann mit dem „Warenkahn“.

zusammengekommen. Am Flussübergängen, an Kreuzungen großer Heerstraßen, wo die Kaufleute in größerer Zahl zusammentrafen, oder an Orten, wo sie hinzogen, weil sie sicher waren, dort größere Menschenmengen zu finden, z. B. an Händen, an Wallfahrtsorten oder in den alten römischen Städten, entstanden auf diese Weise die Märkte.

Betrachten wir nun noch einmal die Handwerker auf den grundherrlichen Höfen. Sie lieferten für den Bedarf des Grundherrn, sie arbeiteten für den eigenen Bedarf, sie begannen, die Leute ihrer Nachbarschaft zu versorgen. Aber eben durch die Arbeitsteilung, durch die Spezialisierung, durch das immer intensivere Einarbeiten in ihren Beruf wurde ihre Arbeit immer produktiver. Sie bekamen immer mehr fertig. Was sollten sie mit dem stets wachsenden Überschuss anfangen? Es konnte nicht fehlen, daß auch sie nach und nach ihre überschüssenden Produkte nach den Märkten brachten, um sie dort zu verkaufen.

Aus den Märkten sind die Städte entstanden. Ursprünglich waren die Märkte vorübergehend; man blieb eine Zeitlang beisammen, dann trennte man sich wieder. Bald aber machte man daraus eine dauernde Einrichtung, und hierzu haben die Grundherren wesentlich beigetragen. Sie zogen nämlich aus den Märkten mannißglichen Vorteil. Diese waren schon früh unter den besonderen Schutz des Königs gestellt worden; der „Marktfriede“ galt auf ihnen, wonach jeder auf dem Markt begangene Frevel besonders schwer bestraft wurde und wodurch andererseits alle anderwärts eingegangenen Verpflichtungen für die Dauer des Marktes ruhten. Dafür wurden Abgaben erhoben; auch sonst brachte der Markt Bölle, Verkehrssteuern und dergleichen ein. Kein Wunder, daß die Grundherren alsbald bemüht waren, diese Einnahmen in ihre Hände zu bringen. Bei der Schwäche der königlichen Gewalt fiel ihnen das nicht schwer. Tatsächlich war ja der König gar nicht in der Lage, den Schutz des Marktes auszuüben, oder wenigstens nicht anders als indem er den in der Nähe befindlichen Grundherren damit beauftragte. So ging die „Marktherrschaft“ ziemlich schnell vom König auf die Grundherren über, und vornehmlich war es wieder die Geistlichkeit, die diesen Vorteil wahrzunehmen wußte. Ungefähr von 950 bis 1080 lassen sich in ununterbrochener Reihe solche Schenkungen verfolgen. „Dabei kommen von den uns bekannten Verleihungen der ganzen Periode neun Zehntel auf Geistliche, kaum ein Zehntel auf Laiengroße,“ schreibt Professor Lamprecht im 3. Bande seiner Deutschen Geschichte (S. 44). „Schon gegen Ende Ottos II. (983) mögen die meisten Bischöfe Marktherren ihrer Residenz gewesen sein.“ Schr früh wurden

die Bistümer Mainz, Köln, Erfurt, Magdeburg, Bremen auf diese Weise beschenkt. Unter solchen Umständen ließen sich die Grundherren angelegen sein, nicht nur immer mehr Märkte zu gründen, sondern auch die Dauer des einzelnen Marktes immer mehr ausdehnen.

Wur eine dauernde Marktsiedlung entstanden, so brauchte sie nur noch mit Mauern umgeben zu werden, und die Stadt war fertig. Häufig waren es Siedlungen in der Nähe einer schlitzenden Burg, die zu Märkten erklärt und mit Mauern umgeben wurden. Daher ist für die Bewohner der Name „Bürger“ aufgekommen. Doch ebenso zahlreich sind die aus sonstigen Märkten erwachsenen Städte. Besonders gern knüpften sich die bestätigten Marktsiedlungen an ein Kloster — so in Hersfeld und Sandersheim — an einen Bischofssitz, zum Beispiel Bremen, Magdeburg, Paderborn — oder an eine königliche Pfalz, wie Goslar und Dortmund. Im Süden und Westen Deutschlands befanden sich die Pfalzen und Bischofssitze häufig in den alten Römerstädten, die trotz ihrer Vernachlässigung immerhin Markttore geblieben waren und deren Mauern im 9. und 10. Jahrhundert wieder aufgebaut wurden. Auf diese Weise sind eine Anzahl der alten Römerstädte erhalten geblieben und zu neuem Glanze erstanden.

Zu den Städten nun, die sich also von den früheren Märkten zuerst eigentlich bloß dadurch unterschieden, daß sie dauernde Ansiedlungen waren, indes man sonst nur auf kurze Zeit zusammengekommen und dann wieder auseinander gegangen war — überwogen von vornherein die verkaufenden Handwerker. Der Wechsel der Einrichtung zog eine andere soziale Schichtung nach sich. Auf den alten Märkten waren vornehmlich die fahrenden Kaufleute zusammengekommen, und nur neben ihnen hatten sich die Handwerker der Gegend eingefunden. Zu der Stadt stellten alsbald die einheimischen, angefessenen Handwerker die größte Zahl der Verkäufer. Und die Grundherren selbst suchten die Handwerker in immer größerer Zahl nach der Stadt zu locken. Für den Grundherrn war ja zunächst kein Schade dabei, denn auch die Stadt war sein Grund und Boden, er war Stadtherr ebenso gut wie Grundherr, und auch in der Stadt blieben ihm die Handwerker vorerst zinspflichtig.

Aber natürlich haben die Städte sofort begonnen, ein eigenes soziales und politisches Leben zu entwickeln. Die vom Lande her gewohnten Klassenunterschiede verschwanden in der Stadt. Zogen doch neben Freien zahlreiche Unfreie zu. Und sie alle führten in der Stadt ein ziemlich gleichartiges Leben. Denn nur vom Handwerk lebte keiner. Grundbesitz blieb auch in der Stadt noch auf Jahrhunderte hinaus die

Vorbedingung der Existenz. Ackerbaustädte waren es. So erwuchs in den Städten eine im wesentlichen einheitliche Klasse, die sich nur nach ihrer neuen Beschäftigung einzuteilen begann in Kaufleute und Handwerker. Hieraus sind die späteren Klassen und Klassenkämpfe innerhalb der Städte selbst entstanden. Aber für die Zeit, von der wir hier reden, kommt das noch nicht in Betracht. Denn damals waren die „reinen“ Kaufleute noch so winzig an Zahl, daß sie in der Gesamtzahl verschwanden. Da war noch jeder Bürger Grundbesitzer, Landwirt, Handwerker und Händler zugleich. Freilich läßt sich ein auffallender Gegensatz zwischen Kaufleuten und Handwerkern auch damals schon erkennen. Aber von viel größerer Bedeutung ist noch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, weil ja jeder Handwerker seine Produkte verkauft und somit am Gedanken des Handels ein Interesse hatte.

In den Städten nahm das Handwerk bald einen großen Aufschwung, weil hier eine viel dichtere Bevölkerung mit manigfachen Bedürfnissen vorhanden war. Eine Menge neuer Berufe entstanden im Laufe der Zeit, die Zahl der Gewerbetreibenden vermehrte sich, der Bau von Kirchen, Rathäusern usw. förderte die Baugewerbe. Und so tritt denn die agrarische Beschäftigung, Ackerbau und Viehzucht, immer mehr zurück, wenn sie auch im Mittelalter nie ganz verschwunden ist die Ausbildung des Handwerks, die Technik und Kunstfertigkeit nimmt immer mehr zu.

Eine eigene Verwaltungsorganisation wurde geschaffen. Zuerst hatte man auf die alte germanische Volksversammlung zurückgegriffen: sämtliche Bürger versammelten sich zur Beratung und Beschließung. Auf die Dauer ging das natürlich nicht. Denn möchten auch die Städte winzig klein sein nach unseren modernen Begriffen, so zählten sie doch immer mehrere tausend Bewohner. Sie konnten nicht dauernd in vollzähliger Versammlung die Geschäfte besorgen. Es wurde ein Ausschuß gewählt, der Rat.

Suchen wir die ganze, hier kurz geschilderte Entwicklung zusammenzufassen, so zeigt sich folgendes: die Produktionsweise war geändert worden; aus der rein ländlichen Produktion war man zum Handwerk, zur beruflichen Teilung der Arbeit übergegangen. Diese wichtige Veränderung hat nicht nur dem Handel seinen Aufschwung gegeben, zur Städtegründung geführt und damit direkt eine Reihe wichtiger historischer Ereignisse hervorgerufen; sondern sie gab auch den Anlaß zu wichtigen sozialen Änderungen, eine ganz neue Klasse entstand, diejenige, die in der Folgezeit die wichtigste von allen Klassen, ja die eigentliche Trägerin der deutschen Geschichte werden sollte, das städtische Bürgertum.

Seelenangst.

Skizze von H. Hesse.

Quie eine Hand an dem Regulator, die andere an dem Griff der Bremsen, jeden Augenblick bereit, das dahinstürmende Dampfross zu zügeln — so bohrt Johannes Streu, der Lokomotivführer des Schnellzuges, den Blick durch das kleine, dampfunstige Fenster und späht hinaus in die schwarze, unergründliche Nacht. . .

An der eisernen Decke des Führerhäuschens hängt eine Lampe, die mit ihren matten Strahlen den kleinen Raum erhellt. Hin und wieder wirft er einen Blick auf den Geschwindigkeitsmesser und die Manometer, deren gefärbte Flüssigkeit und Zeiger in wildem, unregelmäßigem Takt auf und nieder tanzen.

Die Hände an den Hebeln und mit unstilltem Blick, der zwischen dem kleinen Fenster-

chen und den Druckmessern hin und her irrt — so scheint Johannes Streu ein jagenhafses Tier zu führen, das er mit der Mieke eines unerjrockenen, tollkühnen Bändigers bei der Mähne gepackt hält.

Zu diesem Augenblick erreicht der Zug eine lange Strecke, die er frei weiß von Haltesignalen.

Sofort gibt jetzt der Führer Dampf und in wenigen Minuten zeigt die Uhr eine Stundengeschwindigkeit von 110 Kilometer an — es ist das Maximum!

Aber ist es ein Mensch oder ein Schwindelanfall, ist es eine Täuschung der überanstrengten Sinne, die eine so jähre Seelenangst in Johannes Streu wachruft . . . ? Es kommt ihm vor, wie ein furchtbares Alpdrücken, das ihn

noch in wachem Zustande verfolgt — er ist nicht mehr Herr seiner Mädchen und Hebel!

Er hat die jähre Empfindung, daß er die Führung über den Expresszug verloren.

Wleich und kalten Schweiß auf der Stirn, preßt er das Nulltz gegen das Glas. Und plötzlich zuckt er zusammen . . . seine Augen öffnen sich weit . . . vor ihm taucht ein roter Punkt auf und wird größer und immer größer . . .

Das Wasser in der Nöhre des Geschwindigkeitsmessers tanzt seltsam . . . es steigt und steigt und der Führer meint schließlich, die Nöhre müsse platzen. . .

Vergeblich trompetet sich seine ohnmächtige Hand an die Brille. Er dreht und dreht an dem Stahlrade der Steuerung, doch er findet

seinen Widerstand. Und verzweifelt, doch zwecklos dreht und dreht er...

Der Heizer ist ganz mit seiner Arbeit beschäftigt und steht und hört nichts. Unaufhörlich schauft er große Mengen in den gierigen Bauch der Hölle. Und der Zug eilt dahin... eilt dahin durch die Nacht, deren Schweigen er verdrängt mit donnerndem Brausen...

Johannes Streu preßt das verzerrte Gesicht immer fester gegen die Glasscheibe, vor der der seltsam rote Punkt noch immer leuchtet — drohend eilt er heran am düsteren Horizont, phantastisch... bis ins Unermessliche wachsend.

Keuchend lehnt sich der Führer an die eiserne Wand. Er preßt das Gesicht noch kräftriger gegen das Glas, bis es plötzlich dem Druck seiner verschweißten Stirn nachgibt und zerspringt...

Nicht peitscht ihm die kühle Nachtslust das Antlitz und gibt ihm für einen Augenblick die gelöschten Sinne wieder.

Und abermals fassen seine Hände das Steuerrad.

Doch, o Grauen, es dreht sich nur in verkehrter Richtung! Und der Volldampf, der mit wilder Kraft in die Zylinder strömt, steigert die schwundende Eile des Schnellzuges von Minute zu Minute: mit dem Führer, dem Heizer, dem Personal und allen Reisenden jagt er ins Verderben...

Johannes Streu fühlt sich verloren.

Verzweifelt versucht er die Hilfsbremsen zu ziehen, doch vergeblich. Und ein letzter Blick auf die Wasserstandsgläser sagt ihm, daß sie im nächsten Augenblick zerstört müssen.

Wilde Wotsignale zerreißen die nächtliche Stille. Der rote Punkt ist jetzt ein Berg geworden! In gigantischer Größe kommt er näher und näher... die zitternden Weichen in der Kurve sind wie mit Blut bedeckt! In wenigen Minuten muß die unvermeidliche Katastrophe eintreten... sie nähert sich von Sekunde zu Sekunde...

In wahnsmäßiger Angst vor dem herannahenden Hindernis zieht Johannes Streu den Kopf von dem Fenster zurück. Schon fühlt er, wie die eisernen Platten unter seinen Füßen weichen...

„Mein Weib, mein Kind!“ schreit er auf und reißt verzweifelt an den Hebeln. „Mein armes Weib! Mein armer Liebling!“

Getragen von dem unabzähmbaren Ungeheuer, dessen Lauf er nicht hemmen kann und das dem Verderben mit phantastischer Geschwindigkeit entgegenstürmt, zählt der Arme im Geiste die Sekunden, die ihm noch zu leben bleiben.

In einer plötzlichen Vision steigt die ganze Vergangenheit vor ihm auf — in märchenhafter Klarheit ziehen endlose Bilder an ihm vorüber, Bilder aus jenen Stunden, da er des Nachts die Lücken seiner unvollständigen Bildung auffüllte... endlose Bilder aus seinem mühevollen, arbeitsreichen Leben.

Die Glückseligkeit der ersten Liebe klingt in seinem fiebernden Geiste wieder... bei dem stoßweisen Rösten der Lokomotive, die ihn unbarmherzig fortträgt, dem Tode entgegen.

Das Herz wird dem Manne schwer und möchte zerspringen bei dem Zischen und Dauchen der heißen Maschine... er wagt die Lider nicht zu heben aus Furcht, er müßte sein Weib erblicken, das schluchzt und weint...

Wolken von Dampf entquellen dem Raum, und hin und wieder speit er glühende Völle aus, wie ein Vulkan!

Doch, o wunderbare Illusion... er glaubt das Geläute der silbernen Glocken zu vernehmen, die am Hochzeitslage eine bebende, berauschende Melodie in seiner Seele weckten. Bang und zugleich entzückt lauscht er, doch schon im nächsten Augenblick wird die Wirklichkeit noch unheimlicher mit ihrem Pochen und Stampfen.

Johannes Streu hört und sieht nichts mehr. Er steht neben einer Wiege mit schneigen Rissen, wo das süße Lächeln der Mutter über dem Kleinen wacht.

Ein schmerzliches Auslachen, das den Wahnsinn verrät, entstellt die bleichen Züge des Führers, und jäh streckt er die Arme aus, einem ungriessbaren Etwas entgegen. Doch das Bewußtsein schwindet ihm, und die Arme, die sich dem Dunkel entgegenstreden, lassen unwillkürlich die Hebel los, an die sich die Finger angeschmiedet hatten.

Er fällt auf den Rücken, und ein entsetzter Schrei entfährt seinen Lippen, als er fühlt, wie die Maschine unter seinen Füßen fortgleitet. Und der Wind, der Wind, der bläst wie ein Sturm, ihn aus seinem Führerhäuschen fortreißt, wo der Heizer ihn mit irren Augen beobachtet. Das Entsezen läßt ihn nicht mehr los.

heute muß er unbedingt wieder da sein. Er kann sich diesem Muß nicht entziehen. Und im Fieberwahn hört der arme Mensch, wie der Arzt sich entfernt. Auch er, der Gatte und Vater, muß fort. Und als er die Seinen verläßt, ist es ihm, als werde er sie nie wiedersehen.

So durchlebt Johannes Streu in wenigen Sekunden den vorhergehenden Tag noch einmal, den er wirklich am Bett seiner Frau und seines genesenden Kindes zugebracht. Weinend schluchzt er auf und möchte vor Verzweiflung sterben, als eine ausänglich undeutliche Stimme sich ihm nähert und in seinem Ohr klingt wie ein Grabgeläute:

„Lebt sind sie tot, ich sehe sie nie mehr wieder...?“

Diese fixe Idee straft sich in seinem Geiste fest, und seine Schläfen pochen. Der Verstand flieht ihn mit der Schnelligkeit dieses Juges, der weiter durch die Nacht dahinrasst...

Wie das tragische Echo einer Sturmblöde verhallt der Lärm um ihn her. Johannes Streu schlägt die vor Staub und Rauch brennenden Augen auf. Nunmehr drohender summt die Glocke in seinem Ohr. Doch plötzlich erleuchtet eine blitzschnelle Geistesclarheit sein Gehirn: das Feuer steht vor ihm, bereit, ihn zu erfassen...

Mit einem wunderbaren Sprunge, dessen er sich nicht mehr für fähig geglaubt, gelingt es ihm, sich aus seiner gefährlichen Lage wieder auf die Plattform des Führerhäuschen zu schwingen. Wie war dies alles nur möglich...? Er hat kaum Zeit daran zu denken. Er atmet tief und laut und zittert noch von dem Kampf, den er eben gegen Wahnsinn, Verzweiflung und Tod geführt.

Kur wenige Meter ist er noch von dem furchtbaren Hindernis entfernt, als jäh ein wilder, unvergesslicher Jammerlaut hinhallt in die Nacht...

Ein paar Sekunden nur noch trennen ihn von der Gefahr. Wie eine Blutwelle kommt das rote Licht über ihn. Wie elektrisiert macht der Führer eine unerhörte Willensanstrengung, die ihm die Maltblütigkeit wiedergibt — mit einem Sprunge schnellt er empor und klammert sich an die weißglühenden Hebel. Und seine Hand, die das Eisen zischend verzehrt, hält die Steuerung mit stoischer Ruhe...

Und am Ende seiner Kräfte, schlucht er erschöpft die Augen.

Ein ungeheurer Stoß, Schreie und das Zischen des entweichenden Dampfes, das scharfe Knirschen der Bremsen, das Aufeinanderprallen der Räder und ein Augenblick tiefster Stille, jäh unterbrochen von dem Geräusch aufgerissener Wagentüren...

Und noch immer zuckend und rückend, legt sich der Zug neben den Bahnsteig — in dem bleiernen Licht des grauenden Morgens, und schaudend und erschöpft hält die Lokomotive.

„Wir sind im Bahnhof, Alter! Aufstehen!“ Verstört reibt Johannes Streu sich die Augen, noch immer bedrückt von dem furchtbaren Traum. Während sein Untergebener ihn vertraulich schüttelt, richtet er sich zitternd auf.

„Beruhige Dich, Kollege, alles wohl! Als ich sah, daß der Schlaf Dich übermannte, übernahm ich die Führung und setzte Dich in die Ecke des Tenders auf die Säcke. Aber nach einem so langen Dienst — der Heizer spielte hier auf die am Krankenbett durchwachte Woche an — ist ein bißchen Ruhe wohl verdient. Ich habe auch Frau und Kinder, und wenn man sich gegenseitig hilft, hat man nichts zu fürchten. Nicht wahr, Freund? Kannst's ein andermal wieder gut machen.“

Eine helle Glocke klang durch den frischen Morgen. Und gerührter, als sie es sich merken lassen wollten, drückten die beiden Männer einander die Hand und traten ihre Plätze an die Kollegen ab, die kamen, um sie abzulösen.

Dämmerstunde.

Orobend ans den Zweigen
tropft die Dämmerstunde,
dunkle Träume steigen
auf vom Waldesgrunde.

Aus den Büschen drüben
lichte Schleier schweben,
die das Herz betrüben,
die den Sinn umweben.

Die wie langes Abnen
durch die Seele ziehen,
deren stillen Mahnen
die Gedanken stiehen.

Und ein jähres Sehnen
geht durch alles Fühlen,
und es wollen Tränen
deine Glüten fühlen.

Unsagbares Bangen
rauscht aus allen Tiefen,
seligstes Verlangen
Flüsterstimmen rießen.

Die Gedanken müssen
in der Dämmerung säumen.
Reise Lippen küsself,
Dunkle Augen träumen...

S. Meunes.

Laftähne. Man bekommt sie auf allen großen Strömen Norddeutschlands zu Gesicht; besonders aber auf der Elbe, der Oder und ihren Nebenflüssen. Ihre ungefährlichen Riesenleiber sind charakteristisch für das Flussbild; denn streckenweise beleben diese gewaltigen Fahrzeuge fast ausschließlich die Landschaft, zumal wenn man von den wenigen, riesigen Schleppdampfern absieht, die hier und da die träge fließenden, bleigrauen Wellen durchschnüren. Einzig erscheinen auf diesen Laftähnen die mit langen Stangen handelnden Menschen. Mit leisem Gurgeln gleitet das Schiff durch die Flut. Mit einer gewissen Feierlichkeit zieht es dahin. Und wäre nicht der fast niemals schlafende Wachhund, meist eine unablässige lästige Spitzart, dann vernähme man nichts außer dem Plauschen der Wellen. Nur an stillen Abenden oder an den Sonntagen kommt das Schifferstlavir zu Recht und Gestung: die Ziehharmonika, die ihre zitternden, langgezogenen Töne von der Steuerseite des Schiffsrumpfes her an die Ufer hinüberwirft.

Die Arbeit auf diesen Laftähnen ist schwer und hart. Mann und Frau müssen heran. Das Einladen und Ausladen erfordert schon eine unermüdliche Riesenkraft, eine zähe Ausdauer. Noch schwieriger womöglich aber ist die Arbeitsanstrengung, die die Fortbewegung des großen Fahrzeugs ermöglicht. Nur zollweise geht es weiter. Mit langen, festen Stangen heißt es im Wasser zu staken. Hart am Schiffsrand geht es bordauf und bordab. Mit leuchender Brust stemmen die Männer gegen das Stangenquerholz, das zugleich als Griff dient. So geht es Stunde um Stunde, ob die Sonne brennt, ob der Regen rinnt. Die Frau bedient das Steuer; sie muß scharf auslugen und Obacht geben, damit es keine Kollision mit einem anderen Kahn, mit Pfahlwerk oder mit einem Brückenspülzer gibt. Kein Wort wird bei dieser mühseligen Arbeit gewechselt; ein paar kommandoartige oder warnende Laute flattern höchstens hart und abgerissen in langen Zwischenräumen über das gurgelnde, düstere Wasser.

Nur zu den Mahlzeiten wird eine kleine Pause gemacht. Dann sieht man mit der Suppenschüssel oder dem Kaffeetopf vor der niederen Majette und genießt ein paar arbeitslose Minuten wohlverdienter Rast. So rinnt Tag um Tag, bis der Frühwinter die weniger rasch fließenden Ströme mit Eisblöcken barricadiert. Dann geht es in den heimischen „Hafen“ oder es wird eine Anlegestelle am Kai einer Großstadt aufgefunden; schließlich muss in dieser stillen Zeit auch auf der Werft die eine oder andere Ausbesserung einer schadhaft gewordenen Stelle vorgenommen werden; kleinere Arbeiten pflegen von den Schiffsführern selbst vorgenommen zu werden.

Verdienst und Lebenshaltung dieser Laftahnfischer ist lärmlich und ärmerlich; in Abetracht der ungeheuer anstrengenden Arbeitsleistung wird kaum ein anderer Beruf in gleicher Weise schlecht entlohnt. Und wenn nicht die immerhin heute noch niedrigen Preise des Wassertransports für gewisse Waren wären, so würde das Laftahnfischergewerbe sicherlich auch wohl rasch aussterben.

Wer mit dem Charakter der norddeutschen Landschaft vertraut ist, wird das Bild des ungefährlichen Laftahns in ihrer Szenerie nicht missen wollen. Auf den Spiegel dieser schwerfällig fließenden Gewässer gehören keine flinken, breitsegelnden Schiffe. Das Flöß und die Zille sind die Fahrzeuge, die von den stillen Seen und melancholischen Strömen der norddeutschen Tiefebene nicht zu trennen sind. Die Ruhe des Wassers scheint auf die Riesenleiber dieser Beförderungsmittel gewissermaßen überzuströmen. Und wären nicht die Blumen, die fast niemals an den kleinen quadratischen Fenstern des Kapitänsraumes fehlen, man könnte aus der Ferne die mächtigen Kähne für dunkle Sandkünte halten, namentlich, wenn sie verankert im Strombett liegen.

Unsere Bilder zeigen diese Laftähne, wie sie den Seen und Flüssen der norddeutschen Tiefebene eigen sind; wir sehen sie ruhend am Stromufer und auf der Fahrt oder, zu langer Kette mit anderen Schiffen verbunden, von einem Schleppdampfer gezogen. Das Leben einer ganzen Bevölkerungsschicht spielt sich auf diesen Kähnen ab: Arbeit und Ruhe, Freud und Leid. Und immer ist es eine eigene Poesie, die diese Bilder versetzt und ihnen eine gewisse Romantik verleiht, die in losenden Farben schillert.

Der Kleekrebs. Schädlinge, die beim Kleinbetrieb der Pflanzenkulturen nur selten sich zeigten und die infolge ihrer geringen Verbreitung auch nur unbedeutendes Unheil anrichteten, treten bei den jetzt üblichen Großkulturen oft in stark verheerender Weise auf. Die modernen Pflanzenzuchtmethoden begünstigen eben auch das Wachstum der Pflanzenschädlinge und ihre Verbreitung. Ein solcher Schädling ist der Kleekrebs, ein Schmarotzerpilz, der dadurch noch besonders gefährlich werden kann, daß seine Krankheitsercheinungen vielfach verkannt werden. Dieser Unhold tritt zuerst im

Herbst an den jungen Kleepflanzen auf; er erzeugt hier kleine braunliche Flecken auf den Blättern, die meist übersehen werden. Das Herbstungsvermögen wird im Winter, selbst unter dem Schnee, fortgesetzt; im Frühjahr sind dann die befallenen Pflanzen abgestorben. Der Landmann schreibt nun dieses Absterben auf Einflüsse der Witterung zurück. Untersucht man aber die abgestorbenen Pflanzenreste, so findet man hier unschwer harle knollige Gebilde von grauer bis blau-schwarzer Farbe. Dieses sind Dauerformen des Pilzes, die man Sclerotien nennt; sie gleichen biologisch dem bekannten Mutterkorn des Getreides. In diesen Gebilden hält sich der Pilz ein paar Jahre lang am Leben, wobei absolute Trockenheit keinen Schaden tut. Stellen sich gegen Herbst hin günstige Lebensbedingungen (feuchte Witterung) ein, so entwickeln sich aus den Sclerotien die Apotheken genannten Fruchtkörper, die ihrerseits nun die Sporen, die eigentlich Fortpflanzungskörper, hervorgehen lassen. Gelangen die reifen Sporen durch den Wind auf junge Kleepflanzen, so leimen sie hier, sie dringen durch die Blattoberfläche in das Zellgewebe ein, das sie alsbald mit ihren Mycelfäden ganz durchziehen. Am liebsten siedelt sich dieser Schmarotzer auf einjährige Pflanzen von Motzklee an. Doch verschmäht er auch den Weizklee ebensoviel wie den Bastard- und den Infarnatklee. h.



Helene von Dönniges.

Ihrem Leben selber ein Ziel gesetzt hat lebhaft eine Persönlichkeit, die im Leben Ferdinand Lassalles eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, Frau von Schwetsch, frühere Frau von Macovitsa, geborene Helene von Dönniges. Die Nachricht von ihrem Hinscheiden beschwört die Erinnerung an jene Unglücksstage im Leben des großen Sozialisten herauf, als er sein Geschick mit dem der Tochter des bayrischen Diplomaten zu vereinigen beschloss. Unleugbar berührte sein Wille, das Fräulein von Dönniges zu seiner Lebensgefährtin zu machen, auf einer völligen Täuschung über ihren Charakter. Man braucht bloß ihren eigenen Bericht über ihre Beziehungen zu Lassalle zu prüfen, um sich davon zu überzeugen, wie wenig ehrbürtig sie Lassalle war. Das innerste Wesen und höchste Streben Lassalles ist ihr ein Buch mit sieben Siegeln geblieben, so gänzlich fremd, daß sie sich Lassalles politische Tätigkeit bloß aus persönlichem Ehrgeiz, aus nutzloser Herrschsucht zu erklären versmag. Sie hat es fertig bekommen, in ihrem phantasiervollen Bericht, der eine Mischung von Wahrheit und Dichtung mit starkem Überwiegen des letzteren Bestandteils darstellt, Lassalle Neuerungen der Art unterzuschieben, die in Wahrheit bloß ihre Meinung von Lassalle zusammenfassen. Das ist nun nicht für den großen Toten, sondern lediglich für sie selbst charakteristisch, ebenso wie vieles andere, was darhut, daß Lassalle sie zum mindesten richtiger als anfänglich einschätzte, als er sie in den letzten Tagen vor dem Duell mit Macovitsa als Dirne bezeichnete. Dass sie es über sich zu gewinnen vermochte, dem rumänischen Boaren Macovitsa, den sie erst zu Lassalles Gunsten fallen ließ, dann aber wieder zu seinen Ungunsten als Brautigam akzeptierte, definitiv die Hand zu reichen, obwohl an seinen Fingern nun das Blut des Mannes blieb, dem sie vor kurzem erst ewige Treue geschworen, beweist jedenfalls, daß sie tieferen Empfindens bar, flatterhaft, oberflächlich im höchsten Maße war, der tiefen

Leidenschaft unwürdig, die Lassalle ihr entgegengebracht. Die Ereignisse von 1864 sind für sie offenbar nur eine Sensation gewesen, auf Sensation waren auch ihre „Enthüllungen“ über ihre Beziehungen zu Lassalle berechnet und in sensationeller Weise ist sie nun auch durch eigene Hand aus dem Leben geschieden, ac.

Funkentelegraphie im Aeroplano. Die älteste und verbreitetste Anwendung der drahtlosen Telegraphie ist die im Seeverkehr, von einem Schiff zum anderen und zu den Hafenanlagen. Seit einiger Zeit hören wir nun davon, daß auch die Schiffe des Luftmeeres sich der drahtlosen Nachrichtenübertragung zu bedienen beginnen; so halte ja das Wellmannsche Luftschiff eine sehr praktische und unbringliche Funkentelegraphenanlage an Bord. Neuerdings ist auch von Versuchen mit drahtloser Telegraphie auf Flugmaschinen zu berichten. In Frankreich haben Venoit und Menard einen Farman-Zweiderker mit einer nur 14 Kilogramm wiegenden Apparatur ausgerüstet, durch die eine Verständigung auf ungefähr 80 Kilometer erreicht wurde. Das Ergebnis wäre überraschend, denn Thorne Vales, der in England gleiche Experimente vorher unternommen, vermochte nur wenige Kilometer zu überbrücken. Die Länge wird in der verschiedenartigen Ausbringung des erforderlichen Luftdrucks liegen. Die französischen Konstrukteure benutzen ein Drahtseil, das erst in der Luft abgerollt wird und dann 120 Meter tief herabhängt, eine Anordnung, die für den steigenden Aeroplano und die Insassen nicht ungünstig ist. Vales hingegen ging von vorne herein von der Absicht aus, jede Gefährdung des Aeroplansbetriebes auszuschließen. Es wurden zwei Luftdrähte angewandt, die vom Flügelriss erst nach rechts und links zu den Enden der Tragflächen und dann zusammen nach dem Schwanzgestell gezogen waren. Eine direkte Gefahr für das Triebwerk der Flugmaschine existiert in dieser Anordnung nicht.

Der Eichenmelktau. Seit einigen Jahren erscheint das Eichengeblüte unserer Felder im Herbst wie mit Kleih bestäubt. Dieser Überzug der Blätter und jungen Triebe ist das Produkt einer Pilzkrankheit, deren Erreger der Eichenmelktau ist. Von Jahr zu Jahr hat diese Erscheinung zugenommen. Ganz besonders stark trat sie im Herbst 1900 hervor. Die außergewöhnlich große Feuchtigkeit des Sommers 1900 dürfte großen Einfluß auf die Weiterverbreitung und auf das häufige Auftreten des Pilzes ausgeübt haben. Während vor dem der Melktau an älteren Eichen nur selten bemerkt wurde, konnte er hier im Herbst auch recht häufig gefunden werden. Weiter bemerkte man, daß der Melktau der Eichen auch auf Buchen übergeht. Daß große Trockenheit der Verbreitung des Pilzes nicht viel Abbruch tut, zeigte dieses Jahr. Trotz der großen Dürre sah man schon im August manche Blätter, die über und über von dem Pilze bedeckt waren. In der Umgebung von teils noch grünem, teils schon in herbstlichen Farbenstönen prangendem Laub nehmen sich die grauweiß bepuderten Eichenzweige recht eigenartig aus, der Naturliebhaber hat seine Freude dran, allein der Forstmann ist von dieser Schönheit nicht sonderlich erbaut, da eine Krankheit der Pflanzen stets eine Schädigung des Bestandes im Gefolge haben muß.

Die höchsten Spannungen. Zur Übertragung der elektrischen Kraft auf sehr erhebliche Entfernungen hin, wie es bei den Anlagen der modernen Überlandzentralen notwendig ist, benutzt man überall hohe elektrische Spannungen. Die Gründe dafür sind nicht mit wenigen Worten anzugeben, deshalb wollen wir hier nur bemerken, daß durch die Wahl einer möglichst hohen Spannung die Verluste an Energie, die infolge des langen Leitungsweges entstehen, verringert werden. Der Transport der — infolge einer allzeitigen, lebhaften Nachfrage stets bedeutenden — Energiemengen gestaltet sich um so wirtschaftlicher, je höher man die Übertragungsspannung ansetzt. Man kann aber darin durchaus nicht nach Belieben vorgehen, weil auch aus hochgetriebener Spannung wiederum Schwierigkeiten anderer Art erwachsen. Nur allmählich glückte es der Technik, die Betriebsspannungen der Fernkraftwerke zu steigern.

Während man anfangs 2000 Volt für recht hoch ansah, kam man danach schon auf 6000 und 10 000 Volt; das sind die Maße, die bei der Kraftübertragung der Berliner Elektrizitätswerke von den Zentralen nach den Unterwerken überwalten. Das allgemeine Interesse erweckten noch vor wenigen Jahren die 85 000 Volt der Urftalsperrenanlage bei Heimbach im Rheinland. Sie wird übertroffen von den Fernleitungen der Centrale Molinar am Jucar in Spanien, die zunächst mit 86 000, dann 70 000 Volt arbeiteten. Einige Zeit mögen dies die größten Voltzahlen Europas gewesen sein, doch muß diese Anlage jetzt den Norden an die neue bei Niesa in Sachsen abtreten, wo man die Spannung auf 110 000 Volt normiert. Die höchste der Welt wird Amerika an den Kraftwerken der Colorado behalten, 188 000 Volt.